

Cornelia Leymann, geboren 1951 in Hannover, hat dort erst Pädagogik und dann Verkehrsingenieurswesen studiert und ist nach einigen Umzügen in Kiel hängen geblieben, wo sie als EDV-Spezi in Kieler Großbetrieben arbeitete. Heute widmet sie sich neben ihrer großen Liebe Bridge nur noch dem Schreiben und Malen.

CORNELIA LEYMANN

Moin, Moin

KÜSTEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/SnoWmEN
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Marit Obsen
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-655-1
Küsten Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Agentur
vitolibro, Timmdorf/Malente.

Frau Enken scheidet dahin

Frau Enken liegt im Strandkorb und schaut den Schiffen nach. Ist picobello eingeeilt. Selbst an den neuralgischen Stellen, also Bikinizone und so, alles prima vor der Sonne geschützt. Obwohl, so richtig nötig ist das jetzt ja eigentlich gar nicht mehr, das mit dem ganzen Sonnenöl. Die Sonne steht schon recht tief, die tut nichts mehr, die will nur spielen. Aber den Strandkörben, die aufs Wasser schauen, scheint sie immerhin mitten ins Gesicht. Denn Laboe – kennst du sicherlich, das ist dieser verträumte kleine ehemalige Fischerort mit dem Marine-Ehrenmal direkt am Eingang der Kieler Förde –, dieses Laboe also ist richtig herum. Bis zum späten Abend gibt es dort Sonnenschein – wenn die Sonne scheint, was weiß Gott selten genug der Fall ist. Ganz anders als zum Beispiel auf der anderen Seite der Kieler Förde am Badestrand von Falkenstein. Da scheint die Sonne zwar auch nur, wenn sie scheint, aber man hat sie spätestens ab drei Uhr nachmittags im Rücken, sitzt also im strandkorblichen Schatten, wenn man Schiffe gucken will. Was andererseits nicht weiter schlimm ist, denn da gibt es gar keine Strandkörbe.

Frau Enken jedenfalls sitzt auf der Sonnenseite und hat oben-
drein noch mächtig Glück gehabt, überhaupt einen Strandkorb
zu kriegen, noch dazu in vorderster Front. Sie sitzt sozusagen
in der ersten Reihe. Ist nicht ganz billig, so ein Strandkorb, und
Eintritt für den Strand muss man auch noch bezahlen. Da ist es
nur verständlich, dass sie ihren guten Platz so lange wie möglich
ausnutzt.

Aber ich muss sagen, langsam übertreibt sie es denn doch
ein bisschen mit dem Ausnutzen. Der Blick auf die Schiffe ist
weiterhin wirklich prima, aber es kommt schon die »Stena Line«
vorbei, es ist also nach halb acht Uhr abends. Da hat die Sonne
in Tunesien vielleicht noch genügend Power, dass man sich im
Badeanzug wohlfühlt. Aber hier doch nicht. Wie komme ich
jetzt auf Tunesien? Vielleicht weil Tunesien mit Falkenstein das
gleiche Schicksal teilt: Es liegt auch falsch herum, sonnentech-

nisch gesehen. Ja, wer hätte gedacht, dass Kiel und Tunesien so viel gemeinsam haben?

Ganz so viel ist es nun allerdings auch wieder nicht, denn in Laboe ist die Sonne um diese Zeit bald endgültig verschwunden, und es wird bereits ein wenig frisch. Eigentlich der große Vorteil Schleswig-Holsteins. Von brütend heißen Sommertagen kann im Grunde nie die Rede sein. Immer ein laues Lüftchen, das im Schatten auch schon mal als frisches Windchen empfunden wird. Nahezu ideal für ältere Menschen mit Herzproblemen. Allerorten angenehme, blutdrucksenkende Temperaturen. Es soll natürlich auch Menschen geben, die jünger sind oder nichts am Herzen haben. Auch von denen machen bisweilen gern welche in Schleswig-Holstein Urlaub. Menschen sind eben seltsam.

Frau Enken gehört zu dieser seltsamen Spezies. Hat weder Blutdruck noch Alter, alles bestens, trotzdem Urlaub in Deutschlands hohem Norden. Kann natürlich daran liegen, dass sie zu normalen Zeiten in Mannheim wohnt, wo der Sommer meist unter einer Käseglocke stattfindet. Stickig, brütend, manchmal gefühlte sechzig Grad. Selbst auf dem kurzen Weg zum Bäcker kommt der Blutdruck mächtig in Wallung, und auch nachts: kein Entrinnen. Eine Atmosphäre, in der ihr geliebter Mann samt seinem Blutdruck und dem schon etwas in die Jahre gekommenen Alter letzten Spätsommer derart hopp, hopp den Löffel abgegeben hat, so schnell konnte sie gar nicht hinterhergucken.

Nein, keine schöne Zeit, das erste Jahr ohne den Gatten, der nachts regelmäßig vor Hitze die Bettdecke von sich schmiss – und immer auf ihre Seite. Aber selbst so was kann einem fehlen, von allem anderen einmal abgesehen. Jetzt hat sie sich einigermaßen wieder gefangen, deshalb sei ihr das Sonnenbad im Strandkorb am Fuße des Marine-Ehrenmals von Herzen gegönnt.

Aber wie gesagt, langsam ist auch gut.

Am nächsten Morgen füllt sich der Strand wegen des schönen Wetters frühzeitig. Frau Enken schaut weiterhin Schiffchen, diesmal im Schatten, denn ihr Strandkorb steht jetzt falsch rum,

zumindest für ein Sonnenbad. Vielleicht besser so, denn inzwischen wird das Sonnenöl weitgehend eingezogen sein.

Im seichten Wasser planschen Kinder und spielen Ball. Fünf Jungs, der kleinste vielleicht fünf, der größte sicherlich schon elf, kicken den Ball durchs Wasser, strafen die vorbeifahrenden großen Pötte mit Missachtung, haben nur Augen für Ball und Gegner. Gerade entgeht der Große einer gefährlichen Blutgrätsche des Fünfjährigen, hebt den Ball mit einem anbetungswürdigen Fallrückzieher aus dem Wasser, und zack: Die Pille ist im Tor.

Leider ist das Tor Frau Enkens Strandkorb, genauer gesagt sogar Frau Enken selbst.

Der Große stöhnt. Scheiße. So was gibt Ärger. Erfahrungsgemäß wird die eingölte alte Tante wutschnaubend und schneller als gedacht aus ihrem Strandkorb stürzen, lautstark schimpfen, keifen und geifern, nicht ruhen noch rasten, bis Papa aufmerksam geworden ist und angewetzt kommt, um dem missratenen Sohn ein paar hinter die Löffel zu geben. Dass Papa auch nur ein einziges Mal zu ihm gehalten hätte, daran kann sich der Große nicht erinnern. Nicht mal, wenn es gerechtfertigt gewesen wäre. Was in diesem Fall allerdings leider nicht der Fall ist.

Da steht er nun, noch ganz geblendet von der Großartigkeit des gelungenen Schusses, und erwartet das unvermeidliche Donnerwetter der alten Tante, die den Schuss abgekriegt hat. Die anderen Pöксе stellen sich hinter ihn, um ihm den Rücken zu stärken. Oder – vielleicht wahrscheinlicher – um dahinter Schutz zu suchen. Gemeinsam harren sie der Dinge, die da kommen werden.

Doch nichts passiert. Ungewöhnlich. Sehr ungewöhnlich.

Es dauert eine ganze Weile, bis sich der Krankenwagen durch die Laboer Gassen und Gässchen zum Ort des Geschehens durchgekämpft hat. Gut, dass das Fußballspiel vormittags stattfand. Am Nachmittag hätte es wegen der vielen Touris noch deutlich länger gedauert, bis der Wagen mit Tatütata am Strand angekommen wäre. Nachmittags kannst du da nämlich vor Menschen kaum treten. Die Kieler Schlepp- und Fährbetriebe haben dort ihren

Anleger und kippen jede Stunde Amüsiersüchtige an Land, die sie dann erst in den Abendstunden wieder einsammeln. Und Buslinien hat's auch. Während der Stoßzeiten quillt die kleine Uferpromenade förmlich über vor Menschen.

Aber auch jetzt sind ja schon genügend da, und ich kann dir sagen: Das macht einen Auflauf, wenn ein Krankenwagen einrollt. Erste Vermutung natürlich: Es ist einer ertrunken. Aber wie soll man da ertrinken? Dazu ist das Wasser zu flach. Nun gut, immerhin wird es etwas früher tief als am Falkensteiner Strand, wo man beinahe bis zur Fahrrinne wandern muss, damit der Bauch nass wird. Das muss man in Laboe zwar auch, aber die Fahrrinne ist dichter dran.

Kennst du sicher auch, den Schreck, der einem in die Glieder fährt, wenn die Sirene aufheult und der beige-rote Wagen mit Blaulicht um die Ecke rollt. Ist aber doch irgendwie nichts im Vergleich zu dem Entsetzen, wenn er nach einer Weile sein Tatütata abstellt und gemächlich wieder von dannen zieht. Erst angenehm, weil ja eigentlich ganz schön so ohne diesen durchdringenden Lärm, aber dann, dann kommt das Erwachen. Warum muss er sich denn jetzt nicht mehr beeilen? Das kann nur einen Grund haben: Es ist nicht mehr nötig.

Richtig. Es ist nicht mehr nötig. Frau Enken ist tot.

So ein Krankenwagen ist vollgestopft bis obenhin: Fahrer, Notarzt, zwei, drei Sanitäter, jede Menge Gerätschaften – im Grunde kann man froh sein, wenn der Patient überhaupt noch reinpasst, was in diesem Fall aber gar nicht nötig ist, weil Frau Enken im eigentlichen Sinn ja gar kein Patient ist.

Zumindest dem ersten Anschein nach. Und da siehst du mal, das Wort Anschein hat ja im Wortstamm den *Schein*, und da gibt es noch viele ähnliche Worte wie zum Beispiel das schöne Wort Scheintod. Wer erinnert sich nicht an die Zeilen: *Heiße ruft Sauerbrot, heiße, meine Frau ist tot.*

Aber dann, nur wenige Reime später, die Ernüchterung: *Seine Frau, die schein – neue Zeile – Töt gewesen, tritt herein.*

Die Sache mit dem Scheintod kannte also schon Wilhelm Busch, und deshalb hat der Gesetzgeber vor das Grab die Leichenschau gestellt, in der der Arzt mal schaut, ob die Leiche auch tatsächlich tot ist. Hierzu muss er die einzelnen Körperöffnungen in Augenschein nehmen, wovon Augen, Ohren, Nase und Mund noch die netteren sind, die man schon mal coram publico vornehmen kann, was der Notarzt jetzt auch tut. Mit dem berühmten Spruch »Ich seh dir in die Augen, Kleines« zückt er die Taschenlampe und geht ans Werk.

Nun ist er aber ja nicht allein auf der Welt. Im Gegenteil. Um ihn herum ist die Welt gerade besonders gut besucht. Es ist wie in dem Kinderspiel: Wenn er sich Frau Enken widmet und der Menschenmenge den Rücken zudreht, rückt diese vor, um abrupt stehen zu bleiben, sobald er sich ihr wieder zuwendet. So geht das nicht – und bei den anderen Öffnungen schon gar nicht.

»Ruft die Polizei«, sagt er zu seinen Sanitätern und verschwindet im sanitätlichen Fahrerhäuschen, wo er leise vor sich hin flucht, weil die Scheiben nicht aus Milchglas sind und er sich deshalb keine Kippe anstecken kann. Leichen schlagen ihm immer etwas auf den Magen.

Nach einer Weile wieder Tatütata und blaues Geflacker, diesmal nicht über Beige-Rot, sondern Blau-Grau. Zwei Polizeiwagen rollen ein. Freunde und Helfer wickeln rot-weißes Flatterband um Strandkörbe und riegeln das Terrain großflächig ab. Das ist weniger schön. Erstens können nun nur noch die etwas sehen, die ein Fernglas dabeihaben, und zweitens sind plötzlich jede Menge Familien ihrer Strandkörbe beraubt. Das musst du dir mal vorstellen: Da hast du für viel Geld einen Strandkorb gemietet, er ist auch da, deine Sachen sind drin, aber du darfst nicht rein. Unmut macht sich unter den Strandbesuchern breit. Und das in einer Region, die zu neunundneunzig Komma sechs Prozent vom Fremdenverkehr lebt. Da ist Unmut ganz ungut.

Deshalb tritt der Bürgermeister auf den Plan. Wie aus dem Nichts taucht er auf. Da sage noch mal einer, die Politiker seien nie da, wenn man sie braucht. Er jedenfalls ist da und spricht ein Machtwort: »Schafft die Frau weg, sie stört den Strandbetrieb.«

Wo er recht hat, hat er recht. Frau Enken stört mächtig. Und

nicht nur den Strandbetrieb, sondern auch die Polizei. Und die Sanitäter. Und den Notarzt am allermeisten. Die Sache ist nämlich die: Wenn Frau Enken jetzt wieder erwachen und sich vielleicht mit einem »Huch« die Äuglein reiben würde, wäre alles paletti. Polizei, Sanitäter und Notarzt könnten wieder abrücken. Frau Enken denkt aber nicht daran, sich die Äuglein zu reiben, weshalb Polizei und Krankenwagen bleiben müssen, bis der Notarzt seinen Job gemacht hat. So ein Toter ist nämlich erst tot, wenn der Arzt es sagt. Selbst wenn er schon so tot ist, dass ihm Maden aus dem Gesicht fallen und jeder Idiot sieht, dass da kein Leben mehr drin ist, weil er noch unter uns, bis ein Vollakademiker mit abgeschlossener medizinischer Ausbildung etwas anderes behauptet.

Weil Frau Enken – Gott sei Dank – keine Maden aus dem Gesicht fallen, nimmt der Notarzt sie jetzt etwas genauer unter die Lupe, stellt fest, dass sie unterwärts schon ganz blau ist, und spricht endlich die erlösenden Worte: »Sie ist tot«, womit die Sanitäter schon mal fein raus sind, weil die Sache sie nun nichts mehr angeht. Der Notarzt selbst ist noch nicht so fein raus. Denn ein Toter ist nicht nur nicht richtig tot, bis der Arzt es sagt, sondern obendrein nur dann, wenn er es schriftlich gibt.

Ein Totenschein ist ein ausgewachsenes Formular und kümmernt sich um die großen Ws dieser Welt: wer, wo, wann, warum, wie. Um das erste W zu beantworten, kramt der Notarzt in Frau Enkens Handtasche.

In der Handtasche einer Frau! Ein Sakrileg!

Da würde jede andere Frau sagen: Nur über meine Leiche.

Tja – eben.

Schnell ist das Wer geklärt. Das Wo und Wann ist auch nicht weiter schwierig – den Leichenflecken nach zu urteilen gestern, in einem Laboer Strandkorb –, doch dann kommt das alles entscheidende Warum.

Unter den anwesenden Polizisten herrscht angespannte Stille. Wie schön wäre jetzt so etwas wie Altersschwäche oder so. Dann könnten alle ihren Krepel wieder einpacken und gemütlich an ihre Schreibtische zurückkehren. Aber auf Altersschwäche besteht wenig Hoffnung, das sieht selbst ein Blinder. Die Frau steht ja fast

noch in der Blüte ihrer Jahre, wenn man mal davon absieht, dass sie tot ist. Dann also bitte etwas anderes, aber bloß kein Kreuzchen bei den Anhaltspunkten für ein »nichtnatürliches Geschehen«, denn das tritt eine Lawine los, das willst du gar nicht wissen. Die Spurensicherung muss gerufen werden. Die verteilt dann überall auf dem zertrampelten Sand kleine Nummernschildchen, knipst hier, knipst da, überprüft auch das letzte Sandkorn auf etwaige Verdachtsmomente, und es dauert eine Ewigkeit, bis der Leichenwagen die Tote endlich abtransportieren darf. Schrecklich. Und erst der Schreibkram, die reinste Hölle. Bei nichtnatürlichem Geschehen können sich die anwesenden Polizisten geruhige Zeiten vorerst abschminken.

Deshalb die angespannte Stille. Einem der Polizisten steht sogar der Schweiß auf der Stirn. Das kann natürlich auch an der schwarzen Kleidung liegen. Seine Uniform war mal blau, auch mal grün, heute schwarz – ganz ungünstig, besonders wenn die Sonne scheint. Früher, als sowieso alles besser war, machte seine Uniform noch was her. Da sah jeder gleich, hier kommt eine Respektperson, und stand quasi schon automatisch stramm. Heutzutage dagegen, diese schwarze – wie soll man das nennen? – diese Kluff! Keiner sieht, dass der Hüter des Gesetzes vor einem steht.

Dabei hat er groß »POLIZEI« hinten auf dem Rücken stehen. Aber nützt es was? Respektlosigkeit, so weit das Auge reicht. Entweder alles Analphabeten oder ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger, die noch nicht an dem vorgeschriebenen Deutschunterricht teilgenommen haben. Oder sie haben ihn noch nicht von hinten gesehen. Am besten wäre ein Piktogramm vorne auf der Brust, überlegt er, während ihm der Schweiß in den Kragen läuft. Vielleicht ein Mann mit Pistole. Dann hätten die vielleicht immer noch keinen Respekt, aber wenigstens Angst. So denkt unser verschwitzter Polizist, während er mit dem Fuß Kringel in den Sand malt.

Wenn die Polizei, dein Freund und Helfer, nur schwitzt und nicht mal die Füße still halten kann, muss die Politik die Sache regeln. »Kreuzen Sie schon ›Nein‹ an, damit wir hier endlich zu Potte kommen«, sagt der Bürgermeister unwillig zu dem Arzt, und der Polizist nickt eifrig.

»Die ist sicherlich einfach nur so, ganz friedlich verstorben«, bekräftigt er.

Warum auch nicht? Er hat schon Tote mit Messer im Rücken gesehen, bei denen ein Arzt unter »Anhaltspunkte für ein nicht natürliches Geschehen« vollkommen selbstverständlich »Nein« angekreuzt hat. Schließlich kann so ein Messer ja auch auf ganz natürliche Weise dorthin gekommen sein.

Vielleicht ist der Notarzt heute mit dem falschen Bein aufgestanden oder auf Krawall gebürstet, oder er will sich von so einem unstudierte Dienstgrad einfach nichts sagen lassen. Kann auch sein, dass er den Bürgermeister kennt und der ihm mal auf dem Prinzenball im Kieler Schloss beim Anstehen am Büfett auf die Füße getreten ist. Man weiß es nicht. Auf jeden Fall ist er bockig.

Er lächelt den Polizisten an, der ihm wohl vorschreiben will, wie die Frau im Badeanzug zu Tode gekommen ist – so weit kommt's noch –, und bedenkt auch den Herrn Bürgermeister mit einem Lächeln, aber nur ganz verhalten angesichts der Zuschauer, die es in dieser Situation sicherlich nicht verstehen würden, wenn die letzte Hoffnung, die ein Notarzt in vielen Fällen darstellt, das notwendige Pathos vermissen lässt, und rückt mit seinem Stift dem gefürchteten kleinen Kästchen beunruhigend nahe.

Was ihn in letzter Sekunde, während der Stift drohend über dem Papier schwebt, doch noch umstimmt, kann niemand sagen. Vielleicht der Kleine mit der Blutgrätsche. »Onkel Wachtmeister, können wir unseren Ball wiederhaben?«, ruft er mit seiner Piepsstimme dem Polizisten zu.

Onkel Wachtmeister schaut fragend zum Arzt. Wenn der jetzt das Ja-Kästchen ankreuzt, kann der Kleine bis Weihnachten auf den Ball warten.

Ist klar, dass die anderen Jungs den mit der Blutgrätsche jetzt von fünf auf maximal vier Jahre runterstufen. »Onkel Wachtmeister«, du meine Güte. Die früheren Wachtmeister heißen jetzt alle PM oder POM, also Polizeimeister oder Polizeiobermeister. Hängt ab von der Anzahl der Sterne auf ihren Schultern. Aber wenn man so klein ist wie ein runtergestufter Vierjähriger, der nicht bis zu den Schulterstücken hochgucken kann, oder wenn

man vielleicht nicht mal bis drei zählen kann, dann ist Onkel Wachtmeister ganz in Ordnung.

Der Arzt entscheidet sich für »Nein«, kritzelt das beliebte Herzversagen, das in Zweifelsfällen immer herhalten muss, in die entsprechende Zeile, komponiert nach kurzer Überlegung noch ein »infolge Sonnenstich« dazu, legt die Hand zum Gruß an die nicht vorhandene Mütze und sagt zu seinen Sanitätern: »Kommt Jungs, wir rauschen wieder ab.«

Er sagt tatsächlich Jungs, obwohl eine Frau zur Crew gehört. Vielleicht unbewusst, schließlich sehen die »Jungs« alle gleich aus in ihren rot-gelben Outfits. Oder es ist als Ritterschlag für die Dame gemeint, ähnlich wie damals, als die Queen nach Saudi-Arabien reiste und dort zum »Mann ehrenhalber« ernannt wurde, weil Frauen nicht an Staatsempfangen teilnehmen dürfen. Womöglich hätte die Queen ansonsten royal in blauer Burka mit vergitterten Augen kommen müssen. Hübsche Vorstellung: Ganz in Blau, von der Queen selbst nichts mehr zu sehen, aber mit Krone auf dem Kopf.

»Nein, nein, so geht das nicht. Sie können jetzt nicht einfach so abhauen«, widerspricht der Bürgermeister. »Sie nehmen die Tote mit, sonst kann der Strandbetrieb nicht weitergehen.«

Der Arzt nimmt sein gütiges Lächeln aus dem Gesicht und schüttelt den Kopf. »Nein«, sagt er bestimmt.

Aber nicht, dass du das falsch verstehst. Er nimmt die Tote nicht deshalb nicht mit, weil er auf Krawall gebürstet ist oder der Bürgermeister schon mal auf seinen Zehen stand, sondern einfach deshalb, weil er nicht darf.

Schließlich heißt sein Wagen Krankenwagen und nicht Leichenwagen. Ein Toter hat in einem Krankenwagen nichts zu suchen. Deshalb auch *worst case*, wenn der Kranke beim Transport ins Krankenhaus stirbt. Erst mal natürlich blöd für den Toten, Sterben ist so gesehen immer *worst case*. Aber dann auch für die Krankentransporteur. Sie werden ihn tot im Krankenhaus nicht mehr los – so von wegen Krankenhaus und nicht Totenhalle. Deshalb lassen sie Frau Enken auch einfach liegen und fahren ohne Tatütata wieder weg.

Onkel Wachtmeister gibt seinen Kollegen einen Wink, damit

die den fälligen Abtransport organisieren. Plastiksack und Zinksarg, alles so, wie man es aus etlichen Krimis kennt und wie es die Schaulustigen jetzt live miterleben dürfen. Dann stopft er die Siebensachen von Frau Enken in ihre Badetasche und macht sich ebenfalls vom Acker beziehungsweise vom Strand.

Nachdem die Herren Wachtmeister samt Leiche und polizeilichem Flatterband den Ort des Geschehens verlassen haben, schmeißen sich die Knirpse alle Mann mit Karacho in den freige gewordenen Strandkorb. Pietätlos, so was. Muss ich schon sagen. Aber man steckt nicht drin in der Jugend, und das Leben muss ja weitergehen. Außerdem sind es nur *fast* alle. Der Kleine passt nicht mehr rein. Na, eigentlich wäre für so einen Kleinst-Pöks wie den schon noch Platz, aber wenn acht Beine deutlich machen, dass der Strandkorb besetzt ist, dann ist das deutlich deutlicher als das Hundeverbotsschild »Wir müssen leider draußen bleiben«.

Vier Jungen räkeln sich also im Strandkorb und genießen, dass der fünfte heulend davorsteht. Das macht die Sache ja erst so richtig rund, wenn man Zuschauer hat, die ganz offensichtlich neidisch sind.

Herrlich, so ein Strandkorb. In Laboe besonders herrlich, weil die Strandkörbe dort normalerweise vergittert sind. In ihnen kann man sich nur gegen Gebühr räkeln, weshalb jeder durchschnittlich normale Papa nur für sich und Mami einen Strandkorb mietet und die Kinder in den Sand schickt.

Kinder kosten ohnehin viel zu viel Geld. Gleich nach der Geburt werden sündhaft teure Windeln zugeschissen, und kaum sind sie da raus, wollen sie tagtäglich zentnerweise Eis essen. Manchmal warten sie nicht mal so lange, bis sie aus den Windeln raus sind, sondern brüllen, bis man es ihnen oben reinstopft, damit sie es wenig später unten rausdrücken können. Das kostet dann quasi doppelt.

Also, wie gesagt, herrlich so ein Strandkorb. Aber auch langweilig, besonders, wenn der einzige Zuschauer von Papa abgezogen wird. Der hätte es sicherlich noch gut drei Stunden

ertragen können, seinen Jüngsten von ferne plärren zu hören. Da weiß man wenigstens, wo er ist und dass er noch lebt. Aber Mutti ...

Frauen glauben ja immer, wenn ihr Kind weint, ist es unglücklich. Und sind der Überzeugung, sie könnten dieses Unglück mildern, wenn sie das Kind in die elterliche Obhut überführen. Meist grundfalsch, aber nicht rauszukriegen aus dem Mutterherz.

Papa zieht also auf Geheiß der Gattin den kleinen Quengler vom Ort des Geschehens ab und muss augenblicklich tief in die Tasche greifen, um Mamas Liebling mit einem Eis zu trösten. Hätte er drauf wetten können, dass so was fällig ist. Eben deshalb hätte er den Jüngsten auch gerne noch weiterbrüllen lassen.

Der Abzug des Kleinen ist für alle Beteiligten unschön. Die größeren Jungs schrauben sich aus dem jetzt unbenedeten Strandkorb und nehmen ihr Fußballspiel wieder auf, an dem der Kleine nun nicht mehr teilnehmen kann. Zumindest so lange nicht, wie ihm das Eis über die Finger tropft. Danach schleift ihn Mami zum ungefähr hundert Kilometer entfernten Klohäuschen, um ihn von Grund auf zu säubern. Mindestens vier Elfmeter entgehen ihm auf diese Weise. Eine Scheiße, das alles.

Der Strandkorb bleibt noch mindestens eine Stunde leer, bis eine vierköpfige Familie ihr Glück kaum fassen kann, den unvergitterten Strandkorb okkupiert und erst weit nach sieben Uhr abends den Strand verlässt, um dieses Himmels Geschenk so lange wie möglich auszunutzen. Wenn es nach Papa gegangen wäre, hätten sie noch länger ausgeharrt, aber Mami will nur wegen der paar gesparten Kröten keine Lungenentzündung riskieren.

»Quatsch, Lungenentzündung. Die Kinder holen sich schon nichts weg«, argumentiert Papa, um den Strandkorb noch länger zu retten. Aber Mami hat nicht so sehr an die kindliche als vielmehr an die eigene Gesundheit gedacht.

Da kannst du mal sehen, dass die frauliche Emanzipation immer weiter um sich greift. Welche Frau hätte es vor, sagen wir mal, zwanzig Jahren gewagt, so schamlos an sich selbst zu denken?

Während Frau Enken beim örtlichen Bestatter vorerst in Frieden ruht, durchwühlt unser Wachtmeister ihre Badetasche nach irgendwelchen Anhaltspunkten, wen er denn nun von dem plötzlichen Ableben dieser Touristin informieren könnte. Endlich wird er fündig, setzt eine Leichenbittermiene auf, um seiner Stimme das erforderliche Timbre zu verleihen, und unterrichtet die einzig reelle Telefonnummer, die er zwischen all dem Gewusel aus Taxi-Ruf und Reinigungs-Service in Frau Enkens Großraum-Portemonnaie finden kann, von deren Dahinscheiden.

Ja wirklich, er benutzt das Wort *Dahinscheiden*, als er endlich eine Frau namens Edeltraut Meyer an der Strippe hat. Davor ist ihm, während er dem Tut, Tut lauschen musste, vier senkrecht eingefallen, und er hat die letzten Lücken seines morgendlichen Kreuzworträtsels füllen können, worüber beinahe seine Leichenbittermiene einer Siegerpose zum Opfer gefallen wäre.

Da kannst du mal sehen, dass Onkel Wachtmeister sich sein *Onkel* redlich verdient hat. Er ist noch einer vom alten Schlag. Die ganze Welt löst heutzutage Sudoku, ist stolz, wenn sie neun Ziffern in ein Quadrat von drei mal drei Kästchen gestreut hat, und das womöglich gleich mit Kuli, ohne Vorarbeit mit dem Bleistift, aber Onkel Wachtmeister bearbeitet weiterhin Kreuzworträtsel.

Er liebt sie wegen der kommunikativen Komponente. Wer sich zu ihm in die Polizeistation verirrt, wird erst einmal mit ein paar Lücken konfrontiert: »Siebzehn waagrecht, Tibetanischer Grunzochse?« Und sonntags am Frühstückstisch kann er seine Frau mit Witzchen bei Laune halten: »Gefängnis mit drei Buchstaben? – Ehe, hahahaha.« Sudoku ist dagegen weitgehend kommunikationsfrei, sprachliche Einmischungen werden als störend empfunden. Es gibt Leute, die sich die Uhr stellen, weil sie das Rätsel der Tageszeitung in weniger als fünf Minuten schaffen wollen. Wenn dann mittendrin das Telefon klingelt, ist der ganze Tag im Eimer.

Edeltraut ist wie erstarrt, als sie vom Tod der Freundin hört.

»Sind Sie noch dran?«, erkundigt sich Onkel Wachtmeister, nachdem er eine ganze Weile in den Telefonhörer gelauscht hat.

»Warum?«, haucht Edeltraut.

»Weil Sie nichts sagen«, missversteht er die Frage.

»Ich meine: Warum ist sie tot?«, sagt Edeltraut.

»Keine Ahnung«, rutscht es ihm heraus, was sich aber wahrscheinlich eher auf sieben senkrecht, Stadt in Tirol, als auf Frau Enkens Tod bezieht. »Es war wohl das Herz«, sagt er, kaut an seinem Bleistift, füllt schließlich die allerletzte Lücke mit »Woergl« und legt seufzend auf. Immer unangenehm, schlechte Nachrichten zu überbringen. Und dazu noch auf nüchternen Magen. Er packt sein Butterbrot aus. Durch den unverhofften Einsatz kurz vor der Frühstückspause ist er zwei Brote im Rückstand. Warm gibt's erst heute Abend, wenn er von der Schicht heimkommt.

Auch Edeltraut legt auf. Still und zusammengesunken hockt sie im Flur neben dem Telefon auf dem Stühlchen, das extra für längere Telefonate angeschafft worden ist. Den Kauf konnte sie durchsetzen, weil sie jetzt eine Flatrate haben und ein Telefongespräch nicht mehr durch ungemütliches Stehen neben dem Telefon künstlich verkürzt werden muss. Eigentlich hatte sie ihren Mann zusammen mit der Flatrate von einem schnurlosen Telefon überzeugen wollen, war aber an seinem Misstrauen gescheitert. Seiner Meinung nach sind lange Telefonate trotz aller Versprechungen der Telefongesellschaften immer noch teurer als kurze. Wer hat jemals davon gehört, dass irgendwann irgendetwas billiger geworden wäre.

Schließlich rafft sie sich auf, geht ins Wohnzimmer und zündet sich in diesem rauchfreien Etablissement eine Zigarette an. Darauf steht normalerweise die Todesstrafe. Nur ungern erinnert sie sich an den Wutausbruch, den ihr Mann gehabt hat, als sich vor Jahren einmal ein Gast in aller Unschuld eine Zigarette ansteckte – wozu er sich extra auf den Balkon verzog, in der Annahme, dadurch niemanden zu stören. Woraufhin mit lautem Knall die Balkontür zugeschlagen wurde. Ihr Gatte hatte sich erst nach zwei Stunden dazu breitschlagen lassen, den inzwischen blau gefrorenen Gast zurück ins Wohnzimmer zu lassen. Und das alles nur wegen einer Zigarette auf dem Balkon! Wie viel härter muss die Strafe ausfallen, wenn im Wohnzimmer geraucht wird.

Daran kannst du mal sehen, wie sehr Edeltraut die Nachricht vom Tod ihrer besten Freundin verstört hat, dass sie das Risiko

einer sofortigen Trennung von Tisch und Bett – und Schlimmeres – auf sich nimmt, um nachzudenken.

Sie denkt viel, sehr viel über ihre liebe Freundin nach, denkt an die glücklichen Tage ihrer Kindheit, als sie sich im Sandkasten gegenseitig die Schäufelchen auf die Finger gehauen und einander mit Sand beschmissen haben, an die Schulzeit, wo sie die Freundin in Mathe abschreiben ließ, während die ihr die Deutschhausaufgaben abnahm, an das Studium mit den vielen schicken männlichen Kommilitonen, streift kurz die Frage, warum sie nicht einen von denen abgekriegt hat und sich stattdessen mit einem Ehemann nach Hausfrauenart begnügen musste, und erinnert sich schließlich an die vielen fröhlichen Streifzüge durch die Mannheimer Altstadt mit Einkehrschwung ins beste Café am Platz – auf Kosten der Freundin natürlich, weil ihre eheliche Hausmannskost sie finanziell etwas kurzhielt.

Als die Zigarettenschachtel leer ist, denkt sie: Ich bin an allem schuld.

Das stimmt. Frauen sind immer an allem schuld. Wenn der Bub mit einer Fünf in Mathe nach Hause kommt, hat Mutti Schuld, weil sie nicht genug mit ihm geübt hat. Bei einer Fünf in Latein auch, selbst wenn sie gar nicht richtig mit ihm hätte üben können. Sie hat schließlich nur Mittlere Reife. Wenn Vati fremdgeht, ist sie selbstredend auch schuld. Warum spielt sie ihrem Mann im Bett nicht mehr dieselbe Begeisterung vor wie am Anfang der Ehe? Selbst wenn es beim Spaziergang regnet, ist sie schuld. »Wenn du nicht so lange getrödelt hättest, wären wir schon längst wieder zu Hause.«

Mal sehen, ob es auch diesmal stimmt. Gehen wir also zurück zu der Zeit, als das Unglück anfang, seinen Lauf zu nehmen.